



Leseprobe aus *Starke Ordnungen und das schwache Geschlecht*, Sorgo,
ISBN 978-3-7799-6418-6 © 2023 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz,
Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6418-6](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6418-6)

Inhalt

Als Einleitung: Unsichtbares, Unsagbares und Unbewusstes <i>Gabriele Sorgo</i>	7
(Un-)sichtbarkeiten von Care-Arbeit im Bildungssystem und als Leistung von privaten Haushalten und Familien <i>Angela Häußler</i>	18
De-Thematisierung von Mutterschaft. Symbolische Gewalt in der bildungsbezogenen Anrufung von Elternschaft <i>Maria A. Wolf</i>	37
Weibliche Produktivität. Feministische Gesellschaftstheorie der 1980er Jahre vor dem Hintergrund aktueller Debatten um Sorgearbeit <i>Katharina Lux</i>	72
Epistemische Ausblendung: Die Praxis des Nicht-Sehens weiblicher Care-Arbeit in Lehrwerken <i>Gabriele Sorgo</i>	85
Das immer Neue und die Modalitäten der Wissensproduktion. <i>Post qualitative inquiry</i> , Mathilde Vaerting <i>Andrea Bramberger</i>	112
Das Hyperimage als Atlas und Lupe im Kontext strategischer weiblicher Bildstrategien <i>Gerrit Höfferer</i>	131
Das unsichtbare Residuum patriarchaler Macht in der postödiपालen Gesellschaft: Das Phantasma des mütterlichen Körpers <i>Tove Soiland</i>	147
<i>Die Autorinnen</i>	169

Als Einleitung: Unsichtbares, Unsagbares, Unbewusstes

Gabriele Sorgo

Die Absichten dieses Bandes sind ganz einfach: es geht darum, zu zeigen wie und nicht nur dass die Unsichtbarkeit weiblicher Leistungen gesellschaftlich hergestellt wird. Da Anerkennung ohne Wahrnehmung nicht möglich ist, stellt die Frage der Sichtbarkeit eine politische Kategorie ersten Ranges dar, jedoch mit vielen Ambivalenzen (vgl. Schaffer 2008). Denn keinesfalls darf vergessen werden, dass Unsichtbarkeit auch Zugehörigkeit zur dominanten Kultur und zum dominanten Geschlecht bedeuten kann (vgl. Foucault 1977, S. 257; Phelan 1993).

1 Stärke und Schwäche

Die Journalistin Caroline Criado-Perez (2020) zeigte anhand von Beispielen aus der Auto-, Handy- und Klavierherstellung, dass Unternehmen ihre Produkte für männliche Konsumenten konzipieren und am männlichen Körper Maß nehmen. Diese Gleichsetzung der männlichen Norm mit der menschlichen Norm wird jedoch – obwohl sie Unkosten und Unfälle erzeugt – nicht thematisiert. Die unsichtbare Bevorzugung des männlichen Geschlechts erzeugt logisch, wie die Journalistin aufzeigt, weibliche Schwächen: das Handy, das Klavier und die an Männerstimmen trainierte Sprachsoftware funktionieren für Frauen nicht so gut wie für Männer. So entsteht ein schwaches Geschlecht.

Marylène Patou-Mathis (2021) erzählt aus wissenschaftskritischer Perspektive, wie männliche Wissenschaftler des 19. und 20. Jahrhunderts Vorstellungen von Hausfrauen auf prähistorische Frauen projizierten und außerdem deren Beiträge zur kulturellen Evolution ignorierten. Die Akademiker und Gelehrten entwarfen die Urgeschichte als eine Geschichte ausschließlich männlicher Leistungen und Erfindungen, sodass bis heute der größte Teil der Lehrbücher und Ausstellungskataloge evolutionäre Errungenschaften anhand der Darstellung von jagenden, kämpfenden und Werkzeug herstellenden Männern vor Augen führt (vgl. Khorasani/Lee 2019). Unsichtbar bleiben in den angeführten Fällen der Ausblendung des weiblichen Geschlechts sowohl die Leistungen von Frauen als auch die Entscheidungen und Routinen, die dazu führen, dass die Scheinwerfer der Aufmerksamkeit in erster Linie männliche Taten beleuchten.

Dass Sichtbarkeit allein keine Garantie für hohen sozialen Rang oder Macht

sein muss, beweist eine kleine Studie zur Serie *Game of Thrones*, derzeit eine der erfolgreichsten Serien der Filmgeschichte. *BBC 100 Women* veröffentlichte Ergebnisse einer Analyse dieser äußerst beliebten Serie (BBC News 2019), die ergab, dass trotz vieler weiblicher Hauptrollen dennoch insgesamt ca. 75% aller sprachlichen Äußerungen den männlichen Darstellern vorbehalten bleiben. Frauen sind zwar prominent sichtbar, oft sogar nackt, doch diese Sichtbarkeit verdeckt die Tatsache, dass die Ereignisse und ihre Deutung in diesem Film vor allem von männlichen, bekleideten Protagonisten vorangetrieben werden. Sichtbarkeit kann Frauen disziplinieren und objektifizieren, wenn sie auf ihre sexuelle Ausstrahlung reduziert werden.

2 Sichtbarkeit und Sorge

Die Sichtbarkeit der systemrelevanten Berufe während der ersten Lockdowns zur Eindämmung der Ausbreitung des Corona-Virus durchbrach die Praxis des Übersehens der niedrig bezahlten Handelsangestellten in den Medien nur kurz. Irritiert griffen die Journalist*innen die Tatsache auf, dass Kassierer*innen und Regalschlichter*innen – Berufe, die vor allem von Frauen ausgeübt werden – einen wichtigen Beitrag leisteten. Die sonst wenig beachteten Angestellten mussten sich einer hohen Infektionsgefahr aussetzen, während viele besser bezahlte Angestellte sich durch Home-Office schützen konnten. Doch Interviews mit Virolog*innen und Politiker*innen rückten sehr bald wieder in den Vordergrund. Lohnerhöhungen für Handelsangestellte aufgrund der neuen Risiken wurden nicht angedacht. So wie einmal im Jahr zum Muttertag gerne den Frauen lobgedehelt wird, weil sie den größten Teil der unbezahlten Kinderbetreuung übernehmen, erging es auch den systemrelevanten Berufen. Damit das absolut Notwendige und Unersetzbare selbstverständlich zur Verfügung steht, darf niemals darüber verhandelt werden, wie wertvoll es für das Gemeinwohl ist. Zur Eindämmung der Ansteckungsgefahr schloss der Staat die Schulen und verlangte unbezahlte Elternarbeit, die vor allem von Müttern erbracht wurde. Finanzielle Hilfsleistungen für die erschöpften Frauen, die nun neben ihrer Berufstätigkeit auch ihre Kinder teilweise selbst unterrichten mussten, wurden nicht diskutiert. Private Sorgearbeit wurde und wird einfach als verfügbar vorausgesetzt, ohne sie als besondere Leistung anzuerkennen. So wie wir beim Gehen stolpern würden, wenn wir über jeden Schritt reflektierten, so würden die Rädchen der Leistungs- und Konsummaschinerie sich verkanten, wenn jemand das reibungslose Ineinandergreifen und die selbstverständliche Inanspruchnahme unbezahlter Haushalts- und Familienarbeit oder die Freundlichkeit in Dienstleistungsberufen (vgl. Hochschild 1990) bestaunen wollte.

Die Vorsilbe un-, so konstatierte Sigmund Freud (1919/1991, S. 259) in seiner Ausführung über das Unheimliche, markiert eine Verdrängung. Etwas sei

existent und könne in gewisser Weise wahrgenommen werden, jedoch bleibe es außerhalb oder am Rande der Wahrnehmung. Die Silbe un- negiert nicht: Die Sichtbarkeit bleibt zwar möglich, wird aber deaktiviert. Jedes Individuum betreibt eine gewisse Form des Aufmerksamkeitsmanagements, weil zwar vieles erkannt und im Gedächtnis festgehalten wird, jedoch nur wenig davon in den je unterschiedlichen Herausforderungen des Alltags von Nutzen ist. Doch nicht nur Individuen, sondern ganze Gesellschaften neigen zu Formen kollektiver Verdrängung, die umso stärker verteidigt wird, als traditionelle Ungleichheitsordnungen angesichts wechselnder wirtschaftlicher und politischer Probleme nicht mehr legitimiert werden können (Erdheim 1982, S. 256–259).

In der gegenwärtigen Gesellschaft werden Care-Arbeit und ihre ungleiche Verteilung zwischen den Geschlechtern in journalistischen und politischen Diskursen selten thematisiert. In Diskursen über häusliche Gewalt wird häufig nur die personelle Gewalt zu sehen gegeben, sodass die kulturell tradierte und durch die christlich-abendländische Geschlechterordnung erzeugte strukturelle Gewalt, in welche konkrete Gewalthandlungen von Männern gegen Frauen eingebettet sind, verborgen bleibt. Zugleich normalisieren und naturalisieren Erzählungen über Beziehungsmorde in den Medien oft männliche Gewalt gegen Frauen, indem sie Eifersucht oder Leidenschaft als Entschuldigung anführen. Während Gewalt gegen Frauen aber immerhin mediale Aufmerksamkeit findet, existiert derzeit keine öffentliche Debatte über die Tatsache, dass Frauen ca. doppelt so viel Zeit wie Männer mit unbezahlter Hausarbeit verbringen (Ghassemi/Kronsteiner-Mann 2009). Als die österreichische Frauenministerin Helga Konrad 1996 eine Werbekampagne für Geschlechterdemokratie mit dem Titel „Ganze Männer machen halbe-halbe“ durchführen ließ, erregte sie damit heftigen Widerstand in der Bevölkerung und in der eigenen Partei. Der Staat dürfe nicht ins Privatleben eingreifen, so empörten sich viele Bürger*innen damals. Das Thema wird seit 25 Jahren tatsächlich von keiner Partei mehr aufgegriffen. Hausarbeit ist politisch unantastbar geworden.

3 Starke Ordnungen

In den 1960er Jahren entlarvten feministische Wissenschaftlerinnen historische, anthropologische und sogar biologische Theoriemodelle zur Geschlechterdifferenz als patriarchal. Konkret hieß das, dass die Wissenschaften in ihren Beschreibungen der Welt die Frauen übersehen hatten. Dieses Erkenntnis wurde möglich, weil nun gut ausgebildete Frauen auf dem Arbeitsmarkt benötigt wurden und die Gesellschaft sich in eine Kontrollgesellschaft (Deleuze 1993) verwandelte, die das angeblich schwache Geschlecht einer ab nun mehr medial als gesetzlich gesteuerten (Selbst-)Führung überließ. Ethnologen, Historiker, und Philosophen hatten ausschließlich Männer als Träger und Schöpfer intellektueller, politischer

oder künstlerischer Strukturen beschrieben. Die Medizin nahm ihrerseits den männlichen Körper als Norm für den menschlichen Körper und tut dies bis heute. Die Dekonstruktion androzentristischen Denkens ist aber weder in den Wissenschaften noch in der Alltagspraxis der euroatlantischen Gesellschaften gelungen. Vielmehr festigte sich mit der Entwertung der Hausfrauenrolle seit den 1970er-Jahren die Praxis der doppelten Vergesellschaftung von Frauen (Becker-Schmidt 2003) als Norm, die ihnen die Kraft nahm und nimmt, nachhaltige Veränderungen auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Teilhabe durchzusetzen.

Schon im 19. Jahrhundert war Sichtbarkeit für die Kämpferinnen für Frauenrechte ein zentrales Anliegen. Denn die bürgerlichen Revolutionen stellten vorerst nur die Rechte männlicher Bürger ins Rampenlicht. Die Lage der Frauen musste über Jahrhunderte mit großer Hartnäckigkeit aus dem Abseits der patriarchalen Familienräume ins Licht gerückt werden. Doch leider ist das – wie Angela Häußler und Maria Wolf in diesem Band beschreiben – noch lange nicht gelungen.

Ungleichheitsforscher*innen verschiedener Disziplinen befassen sich seit Jahrzehnten mit der Rekonstruktion von Aufmerksamkeitsräumen und untersuchen die unterschiedlichen Formen von materieller und immaterieller Anerkennung in spätmodernen Gesellschaften vor allem aus soziologischen Perspektiven (vgl. Brighenti 2007). Die poststrukturalistische Kritik hingegen widmet sich den Phänomenen der Ausblendung des Ausblendens mit dem Analyse-repertoire, welches der früh verstorbene Philosoph Michel Foucault der Nachwelt als wissenschaftliches Erbe hinterlassen hat. Foucault verdanken die Sozial- und Kulturwissenschaften die Erkenntnis, dass das Unsichtbare ebenso wie das Unsagbare und Undenkbare wesentliche Elemente soziokultureller Architektoniken darstellen und in die Forschung mit einbezogen werden müssen.

Gilles Deleuze widmete den Theoriemodellen Foucaults mehrere Essays, in denen er sich u. a. mit seinem Konzept des Übergangs von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft (Deleuze 1993), die sich speziell auf Sichtbarkeit und das Sichtbarmachen stützt, und mit seinem Begriff des Dispositivs (Deleuze 1991) auseinandersetzte. Das Dispositiv im Sinne Foucaults (1978, S. 120) – als Strategie, einem Notstand¹ zu begegnen – stellt für die Kritik ein theoretisches Werkzeug dar, das einen Wahrnehmungsgewinn verschafft, indem es auf das Zusammenspiel von Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen und zugehörigen Praktiken etc. verweist. Die Kräftelinien eines Dispositivs wirken in vielfältiger Weise auf Menschen ein und beeinflussen ihre Wahrnehmungen, Entscheidungen und Wünsche. Identitäten beruhen so gesehen auf der Selbstin-

1 Der Notstand in Bezug auf die Geschlechterordnung besteht – frei nach Connell (1999) – in der Notwendigkeit, die Höherbewertung des männlichen Geschlechts zu legitimieren.

terpretation der Subjekte (Reckwitz 2008, S. 79) innerhalb mächtiger Dispositive, die Foucault in der Tradition der französischen Epistemologie manchmal mit Epistemen – Wissensordnungen – gleichsetzte. Episteme stellen für ihn einerseits spezifisch diskursive Dispositive dar (Foucault 2009, S. 165; Foucault 2003, S. 391–399), andererseits hält er die Unterscheidung zwischen diskursiv und nicht-diskursiv für die Untersuchung von Dispositiven für wenig sinnvoll (Foucault 1978, S. 125).

„Unter Episteme versteht man in der Tat die Gesamtheit von Beziehungen, die in einer gegebenen Zeit die diskursiven Praktiken vereinigen können, durch die die epistemologischen Figuren, Wissenschaften und vielleicht formalisierten Systeme ermöglicht werden, [...]“ (Foucault 1973, S. 272)

Diese Darstellung Foucaults zeigt, dass er Diskurse nicht nur als sprachliche Äußerungen verstand, sondern als Handlungsvollzüge, die Gedanken und Aufmerksamkeit lenken und solcherart Verknüpfungen zwischen Objekten, Subjekten und Aussagen herstellen, aus denen Wissensordnungen emergieren. Daher stehen in der Diskursforschung nicht einzelne Aussagen, sondern die Wechselwirkung zwischen Aussagen und den gesellschaftlichen Folgen dieser Aussagen im Fokus. Diskursive Praktiken im Sinne Foucaults umschreiben Denk-, Argumentations- und Handlungsrouninen ebenso wie visuelle Schemata. Nicht nur diskursive, sondern auch präsentative Symbolformen bilden Episteme, weil epistemologische Figuren sich aus Diskursen und visuellen Elementen zusammensetzen. Dieter Mersch (2011) spricht daher sogar vom visuellen Denken. Er legt dar, dass sowohl ästhetische als auch diskursive Medien im foucaultschen Sinn Episteme bilden und Diskurse sowohl nonverbal als auch visuell sein können (vgl. Mersch 2011, S. 277). In diesem Sinn rekonstruiert Gerrit Höfferer im vorliegenden Band visuelle Erzählungen als Praxis des Ausblendens weiblicher Agency durch die Jahrhunderte. Andreas Reckwitz (2016, S. 63) fasst Foucaults Sichtweise so zusammen:

„Diskurse sind [...] (zeichenverwendende) Praktiken und zwar solche, in denen die Dinge auf bestimmte Art und Weise repräsentiert werden. [...] Diskurse stellen sich in diesem Zusammenhang als eine spezifische Menge von Praktiken dar, sie sind diskursive Praktiken, [...]. Diskurse/diskursive Praktiken unterscheiden sich dadurch von anderen Praktiken, dass sie Praktiken der Repräsentation sind, d. h. Praktiken, in denen Objekte, Subjekte, Zusammenhänge auf eine bestimmte, regulierte Weise dargestellt werden und in dieser Darstellung als spezifische sinnhafte Entitäten erst produziert werden. [...] Diskurse können [...] nicht anhand äußerer Kriterien von Nicht-Diskursen trennscharf unterschieden werden, vielmehr ist der Diskurs eine spezifische Beobachterkategorie, welche Zeichen verwendende Praktiken unter dem Aspekt ihrer Produktion von Repräsentationen betrachtet.“ (Reckwitz 2016, S. 62)

Die Begriffe des Dispositivs und der Episteme aus Foucaults Werkzeugkiste mahnen, dass Forschende auch den eigenen Denkstilen und Sehgewohnheiten misstrauen müssen, um die zu untersuchenden Phänomene ohne epistemische Filter wahrnehmen zu können. Die Hoffnung der von Foucault inspirierten Forschenden ist es aber, diskursive Praktiken (des Redens, Sehens, Vorstellens) als solche rekonstruieren zu können, um ihre Effekte des Ausblendens und Verbergens nachvollziehbar werden zu lassen.

4 Luminositäten

Angela McRobbie (2010, S. 93) verwendete in ihrer Analyse des postmodernen Feminismus „Aufmerksamkeitsräume“ synonym mit „Luminositäten“, ein Begriff, den sie Gilles Deleuzes' Ausführungen (1992) über Foucault entnahm.

Für Deleuze ist gesellschaftliche Sichtbarkeit ein Effekt von Dispositiven. Er beschreibt Dispositive als „Maschinen, um sehen zu machen oder sehen zu lassen“ (Deleuze 1991, S. 154) und spricht metaphorisch vom Licht.

„Jedes Dispositiv hat seine Lichtordnung – die Art und Weise, in der dieses fällt, sich verschluckt oder sich verbreitet und so das Sichtbare und das Unsichtbare verteilt und das Objekt entstehen oder verschwinden lässt, welches ohne dieses Licht nicht existiert.“ (ebd.)

Lichtordnungen haben ihre Entsprechung in den Aussageordnungen, weil Dispositive durch die Festlegung der Wahrnehmungsstrukturen eines Kollektivs auch die Kognition und das individuelle Erleben organisieren. Auch für Deleuze steht fest, dass das Sichtbare und das Sagbare Objekte einer Epistemologie bilden (müssen), weil das Wissen sich durch Verbindungen des Sichtbaren und Sagbaren definiert (Deleuze 1992, S. 73). Wie Aussagen „niemals verborgen und gleichwohl nicht unmittelbar lesbar oder gar sagbar“ (Deleuze 1992, S. 76) sind, so verhält es sich auch mit den Sichtbarkeiten, die nicht unmittelbar wahrnehmbar oder sichtbar sind (Deleuze 1992, S. 81). Mit Luminositäten meint Deleuze also, dass etwas zu sehen gegeben wird, während gleichzeitig anderes der Sichtbarkeit entzogen wird. Die Sehenden jedoch meinen, alles zu sehen, und bemerken oft nicht, dass die Wahl dessen, was sie wahrnehmen können, schon vom Dispositiv für sie getroffen worden ist. Luminosität weist als kritischer Begriff darauf hin, dass Aufmerksamkeitsräume und damit auch Wissen mittels dispositiver Anordnungen erzeugt werden. McRobbie (2010) analysiert in ihrem Artikel überzeugend die gegenwärtige Konsumkultur, die feministische Theorien konsumistisch verarbeitet und Kundinnen sogenannte starke Frauen als *role models* anbietet, wobei das Marketing entscheidet, was als stark zu gelten hat. Die Kulturtheoretikerin entlarvt diese neuen *top girls* als manipulative Konzepte, die

patriarchale Geschlechterrollen keineswegs aufheben. Denn nur junge, weiße und gebildete Frauen können es schaffen, ein Zeit lang – jung und ohne Familie – ein *top girl* zu sein, dessen Lebens- und Arbeitsstil sich aber an der für Frauen kaum zu verwirklichenden hegemonial männlichen Rolle orientiert und diese damit als Norm bestätigt.

Eine epistemologische Diskontinuität oder ein Bruch entsteht aber nur, wenn das althergebrachte Denken, Reden und Schreiben nicht mehr in der herkömmlichen Weise fortgeführt werden kann. So ist es erfreulich, dass aktuell auch die Politiker*innen der konservativen Parteien nicht mehr umhinkommen, von Bürgerinnen und Bürgern zu reden statt nur von Bürgern. Dennoch, so will der vorliegende Band zeigen, wirken die dispositiven Strukturen gemäß einer impliziten, starken Ordnung der Gleichstellung der Geschlechter immer noch entgegen. Die herrschende Repräsentationsordnung euroatlantischer Gesellschaften setzt Sichtbarkeit mit Wahrheit gleich und verbirgt nach wie vor, dass auch das, was sichtbar ist, von jemandem zur Ansicht gegeben wird (während anderes verborgen bleibt) und als Produkt diskursiver Prozesse interpretiert werden muss.

In Bezug auf Care-Arbeit, die im Fokus mehrerer Beiträge dieses Bandes steht, macht es Sinn von Sichtbarkeitspolitiken zu sprechen: Bilder und Texte werden so organisiert, dass die Dethematisierung gewisser Ungleichheitslagen der Geschlechter nicht auffällt. Ein ausführlicher Bericht über den nationalen „Pflegenotstand“ in der österreichischen Tageszeitung *Kurier* (Krb 2021) befasste sich z. B. nur mit der professionellen Pflege und verwendete das generische Maskulinum. Die Handlungsträger sind Ärzte, Gesundheitsökonom*innen, Experten und Pfleger. Mit keinem Wort wird angedeutet, dass 87% des Pflegepersonals weiblich sind (Statistik Austria 2022). Die konkreten Verrichtungen an den Krankbetten in den Familien mit pflegebedürftigen Angehörigen und 24-Stunden-Betreuerinnen werden ausgeblendet und durch Substantiva wie „mobile Dienste“, „Versorgung“ und „Reparaturmedizin“ ersetzt. Zuletzt weist die Argumentation in Richtung Prävention und vermittelt, dass die Lösung darin liegen sollte, dass ältere Menschen rechtzeitig für sich vorsorgen, um später weniger Pflege von anderen zu benötigen. Dieses Beispiel des patriarchalen Pflegediskurses zeigt, dass weibliche Arbeits- und Lebensbereiche von den Medien unterbeleuchtet bleiben. Bedürftigkeit wird zu einem selbstverschuldeten Phänomen. Der Artikel suggeriert, dass es die Pflicht der Bürger*innen wäre, die Abhängigkeit von menschlichen Hilfeleistungen durch selbst erarbeitete Autonomie zu ersetzen. Zwar stellen mediale Berichte des öfteren 24-Stunden-Pflegerinnen vor (Männer scheint es in diesem Arbeitsbereich kaum zu geben), wählen als Fallbeispiele jedoch nur Frauen aus den osteuropäischen Ländern. Verantwortungsvolle, schwere Pflegearbeit wird so in der Öffentlichkeit an Personen abgehandelt, die als nicht zugehörig markiert werden und vor dem Hintergrund einer restriktiven Einbürgerungspolitik weniger Empathie hervorrufen sollen als etwa österreichische

Frauen. Sichtbarkeit ist nicht immer anerkennende Sichtbarkeit. Vielmehr kommt sie oft einem Exklusionsvorgang gleich, der zeigt, wer oder was nicht selbstverständlich oder zugehörig ist. In den öffentlichen Diskursen zur Pflegearbeit dokumentiert sich nicht nur die dispositive Verkoppelung menschlicher Bedürftigkeit mit weiblicher Fürsorge, sondern zugleich auch das Bemühen, beides möglichst zu verdrängen.

5 Paradoxe Effekte weiblicher Sichtbarkeit

Die Beiträge dieses Bandes untersuchen Prozesse des Sichtbarmachens und Unsichtbarmachens sowie des Nichtsehens und des Naturalisierens weiblicher Leistungen. Denn die Naturalisierung weiblicher Fürsorge erlaubt es, sie wie Luft und Sonnenlicht nicht weiter zu beachten, sodass sie auf gewisse Weise unsichtbar wird. Im Fokus stehen außerdem alle Phänomene selektiver Unaufmerksamkeit gegenüber geschlechtsspezifischen Ungleichheiten, deren korrekte Wahrnehmung das reibungslose Funktionieren der (immer noch patriarchalen) Gesellschaft mit ihren spezifischen Widersprüchen bedrohen würde.

Angela Häußler skizziert bildungspolitische Weichenstellungen, die dazu führten, dass letztlich Bildung für Lebensführung und umfassende haushalts- und familienbezogene Kompetenzen für Care-Arbeit aus allgemeinschulischen Curricula seit den 1970er Jahren ausgeschlossen wurden, obwohl private Haushalte als Basisinstitutionen der Gesellschaft gelten. Wie sie zeigt, erfolgte diese in der Spätmoderne zunehmende Entwertung der Care-Arbeit im Bildungssystem durch die Angleichung sogenannter Mädchenbildung an die ursprünglich nur für Jungen vorgesehenen Bildungswege und wurde diskursiv unter dem Titel der Gleichstellung der Geschlechter abgehandelt, wobei implizit die männliche Lebensführung (ohne Care-Arbeit) als Norm gilt.

Katharina Lux rekonstruiert die Thematisierung weiblicher Produktivität und Produktivkraft in der deutschen feministischen Gesellschaftstheorie in den 1970er und 1980er Jahren und verknüpft sie mit aktuellen psychoanalytischen Theorien zur weiblichen Identitätsbildung. Feministische Theoretikerinnen haben schon in den 1980er Jahren ausführlich dargestellt, inwiefern die Ausbeutung weiblicher Produktivität mit ihrer Naturalisierung verknüpft ist. Dies bedeutet nun, dass die Subjektkonstitution von Frauen in patriarchalen Gesellschaften nur als Anpassung an die instrumentelle, patriarchale Vernunft stattfinden kann. Gemäß dieser patriarchalen Logik, so legt Lux dar, kann daher die Gesellschaftlichkeit der Sorgetätigkeit nur im Ausmaß ihrer ökonomischen Verwertung anerkannt werden.

Maria Wolf fokussiert auf die unsichtbare Familienarbeit der Frauen und die unsichtbare Schularbeit der Kinder. Sie rekonstruiert die in den letzten Jahrzehnten zunehmende Einbindung der Eltern in schulische Belange als eine verborgene Anrufung der Mütter, die deutlich stärker als Väter für den Bildungserfolg der Kinder verantwortlich gemacht werden. Zusätzlich zeigt sie den praktischen Nutzen, den Kinder in der Moderne für die Gesellschaft haben und der nur mit Hilfe unbezahlter Familienarbeit schlagend wird. Die Arbeit der Kinder in den Schulen stellt schließlich eine wesentliche Voraussetzung für ökonomische und demokratische Strukturen des modernen Sozialstaates dar. Weibliche Produktivität und die Erträge familiärer Arbeit von Müttern durch die Privatisierung und Naturalisierung weiblicher Familienarbeit stellen einen (unsichtbaren) fundamentalen Beitrag zur Wohlfahrtsproduktion dar. Die Familialisierung der Kindheit ist laut Wolf die Basis ihrer Scholarisierung und Befürsorgung (Sozialpädagogisierung), wobei der Familialismus die Voraussetzung für das Funktionieren pädagogischer Institutionen und zugleich für die Chancenungleichheit im Bildungssystem darstellt.

Gabriele Sorgo untersucht die Bewertung der Sorgearbeit und ihre geschlechtsspezifische Zuschreibung in Lehrwerken diskursanalytisch. Sie betrachtet Schulbücher als diskursive Arenen, wo sämtliche gesellschaftlich wirksamen Bildungsmächte auftreten. Der Fokus ihrer Analyse liegt vorrangig auf sekundären Wissenskonstruktionen, welche in den Erzählungen, Übungsbeispielen und Text-Bild-Kombinationen über Geschlecht und Sorgearbeit vermittelt werden. So kann sie zeigen, dass in den Lehrbüchern neoliberale Vorstellungen eines autonomen und implizit männlich vorgestellten Individuums propagiert werden, das sich fast ausschließlich über berufliche Leistungen in die Gesellschaft integriert ohne Sorgearbeit zu verrichten.

Gerrit Höfferer führt mittels eines *Hyperimage* – eines kunstwissenschaftlichen Konstrukts – einerseits vor Augen, wie die europäische Bildtradition Frauen und weibliche Körper als Objekte eines *male gaze* zu sehen gab und gibt, wie aber andererseits Künstler*innen und Aktivistinnen auf das traditionelle unsichtbar Machen weiblicher Agency reagieren und die patriarchale visuelle Episteme aufbrechen, um sichtbar werden zu lassen, wer etwas wie zu sehen gibt.

Andrea Bramberger stellt anhand der biographischen Berichte über die erste Professorin für Erziehungswissenschaft in Deutschland, Mathilde Vaerting, auf mehreren Analyseebenen dar, wie die dispositiv vorgegebenen Praktiken des Umgangs mit kritischen Frauen sowohl in der Epoche von Vaerting als auch in der Rezeption ihrer Werke und der Interpretation ihrer biographischen Daten zum Tragen kommen.

Tove Soiland erhellt aus feministisch-lacanianischer Perspektive die Reproduktion asymmetrischer Geschlechterverhältnisse in der post-ödipalen Gesellschaft, die keinen autoritären Vater mehr anerkennt. Sie bezeichnet die gegenwärtige Geschlechterordnung als neopatriarchal. Denn im Zentrum der post-ödipalen Gesellschaft steht immer noch das Phantasma des mütterlichen Körpers. Der Zugriff auf diesen ist allerdings besser verborgen denn je.

Literatur

- BBC News (2019): Game of Thrones: How much do women speak in the show? www.bbc.com/news/entertainment-arts-48335099 (Abfrage: 7.01.2022).
- Becker-Schmidt, Regina (2003): Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen. Soziologische Grundlegung, empirische Rekonstruktion. www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_doppelte_Vergesellschaftung_von_Frauen/becker_schmidt_ohne.pdf (Abfrage: 8.06.2022).
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen Juli 1976. Berlin: Courage Verlag, S. 118–199.
- Brighenti, Andrea (2007): Visibility. A Category for the Social Sciences. In: *Current Sociology* 55, Heft 3, S. 323–342.
- Connell, Raewyn (1999). *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich.
- Criado-Perez, Caroline (2020): Unsichtbare Frauen. Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Bevölkerung ignoriert. München: btb.
- Deleuze, Gilles (1991): Was ist ein Dispositiv? In: Waldenfels, Bernhard/Ewald, François (Hrsg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 153–162.
- Deleuze, Gilles (1992): *Foucault*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles (1993): Postscriptum über die Kontrollgesellschaften. In: ders.: *Unterhandlungen 1972–1990*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 254–262.
- Erdheim, Mario (1982): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozess*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1973): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1977). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1978): Ein Spiel um die Psychoanalyse. In: Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve, S. 118–175.
- Foucault, Michel (2003): *Dits et écrits. Schriften. Band 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2009): Das Spiel des Michel Foucault. Michel Foucault im Gespräch. In: Stingelin, Martin (Hrsg.): *Absolute Michel Foucault*. Freiburg: Orange Press, S. 162–168.
- Freud, Sigmund (1919/1972): Das Unheimliche. In: ders.: *Gesammelte Werke. Band 12*. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 229–268.
- Ghassemi, Sonja/Kronsteiner-Mann, Christa (2009): *Enderbericht der Bundesanstalt Statistik Österreich an die Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst*, S. 34. orf.at/v2/stories/2328007/2328010/ (Abfrage: 7.01.2022).
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies* 14, Heft 3, S. 575–599.
- Hochschild, Arlie Russell (1990): *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt und New York: Campus.
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia (2004): *Doing Culture: Kultur als Praxis*. In: dies. (Hrsg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript, S. 9–18.
- Khorasani, Dānae G./Lee, Sang-Hee (2019): *Women in Human Evolution Redux*. In: Willermet, Cathy/Lee, Sang-Hee (Hrsg.): *Evaluating Evidence in Biological Anthropology*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 11–34.
- Krb, Valerie (2021): Gut in der Versorgung, schlecht in der Prävention. In: *Kurier* 28. Nov. 2021, S. 12–13.
- Langer, Susanne K. (1965): *Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst*. Frankfurt: S. Fischer.
- McRobbie, Angela (2010): Top girls? Junge Frauen und der neue Geschlechtervertrag. In: dies.: *Top Girls: Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: VS, S. 88–130.